



Transatlantische Blickwechsel: Thomas Mann und Hermann Broch

von Paul Michael Lützeler

Mitte Mai 1934 unternahm Thomas Mann, damals 58 Jahre alt, von Boulogne sur Mer aus seine erste Transatlantikfahrt. Der New Yorker Verleger Alfred A. Knopf hatte ihn eingeladen. Die Erfolge der beiden ersten Bände der Tetralogie *Joseph und seine Brüder*, die 1933 und 1934 erschienen waren, galt es in den USA zu feiern und zu stabilisieren: *Die Geschichten Jaakobs* wurden 1934 und *Der junge Joseph* 1935 unter den Titeln *The Stories of Jacob* und *Young Joseph* in den USA publiziert. Während der Schiffsreise im Mai 1934 machte sich der Autor eine Reihe von Notizen. Diese arbeitete er zwei Monate später zum essayistischen Bericht *Meerfahrt mit „Don Quijote“* aus, der in Fortsetzungen im November 1934 in der *Neuen Zürcher Zeitung* erschien. Seit 1933 lebte Thomas Mann in Küsnacht in einer Art Vor-Exil, und diese Situation kommt im Bericht zur Sprache. Er hatte sich als Lektüre für die zehn Reisetage Cervantes' *Don Quijote* mitgenommen. In den tagebuchartigen Aufzeichnungen wechseln Leseindrücke ab mit Anekdoten über das Geschehen an Bord des Dampfers der Holland America Line, aber auch mit Kommentaren zu den nichts Gutes verheißenden Entwicklungen in Europa.

Thomas Mann und das „Menschheitsbuch“

Thomas Mann ist der *Don Quijote* als „Weltbuch“ die angemessene Lektüre auf der „Weltreise“ durch das „Weltmeer“. Die Transatlantiküberquerung war sicherlich keine Weltreise, aber sie öffnete dem Autor eine andere Welt in der Neuen, die schon bald sein Exilland sein würde. Cervantes' Roman ist ihm ein „Menschheitsbuch“, das – im Sinne des damaligen Klassik-Verständnisses – über Zeit und Raum seiner Entstehung hinausragt. Was das Werk zu einem „Menschheitsbuch“ mache, sei das „Humoristische“ als „Wesenselement des Epischen“. Gleichzeitig fallen Thomas Mann auch Eigentümlichkeiten des spanischen Nationalcharakters an der Figur des Helden auf. Spanien versteht er als „eine Nation“, die in der Lage sei, „die melancholische Travestie und Ad-absurdum-Führung ihrer klassischen Eigenschaften“ einzubekennen, Charakteristika, die der Autor umschreibt mit „Grandezza, Idealismus, schlecht angepaßte[m] Hochsinn, unlukrative[r] Ritterlichkeit“. Cervantes' Charakterisierung des Don Quijote führe eine „Selbstironie“ und „Freiheit“ der Spanier vor Augen, die dieses „Volk vielleicht nicht sonderlich geschichtstüchtig“, aber doch



Foto: www.morphomata.uni-koeln.de/en/center/archive

Am 25. Mai 2019 wurde der Friedrich-Gundolf-Preis für die Vermittlung deutscher Kultur im Ausland von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung an Prof. Dr. Paul Michael Lützeler, Washington University St. Louis, verliehen. Die Erika Mitterer Gesellschaft gratuliert sehr herzlich zu dieser höchst verdienten Auszeichnung! Bei der Festveranstaltung hielt der Geehrte die nebenstehende Rede.

„gewinnend“ mache. Das „Gewinnende“ einer nationalen Eigenschaft aber spiele die entscheidende „Rolle in der Geschichte“.

Gegenentwurf zu Cervantes' Don Quijote

Die sozialen Konflikte des Landes, die sich zwei Jahre später explosionsartig als Bürgerkrieg entladen, erkennt Thomas Mann noch nicht. Er lässt aber durchblicken, dass es ihm mit der Aussage über den spanischen Nationalcharakter weniger um eine exakte Umschreibung iberischer Mentalität geht als vielmehr um einen Kontrast zur dominierenden nationalsozialistischen Ideologie in Deutschland. Er fährt fort: „[Die Geschichte] beugt sich wohl vor dem Erfolg, vor dem *fait accompli* der Macht, gleichgültig, wie es zustande gekommen. Aber sie vergißt im Grunde das menschlich Unschöne, das Gewalttätig-Ungerechte und Brutale nicht, das in ihrer Mitte geschehen, und ohne ihre Sympathie ist zuletzt kein Macht- und Tüchtigkeitserfolg haltbar.“ Ja, er stellt sich sogar einen Gewaltpolitiker als Don Quijote vor und fragt: „Aber was wäre nun erst ein gegenidealistischer, ein finsterer und pessimistisch-gewaltgläubiger Don Quijote, ein Don Quijote der Brutalität (...)?“ Der habe außerhalb des Vorstellungshorizonts von Cervantes gelegen. Aber er lag keineswegs außerhalb des Erfahrungsbereichs des Reisenden. Thomas Mann kommt auf die „jüdischen Auswanderer“, die Flüchtlinge auf dem Schiff zu sprechen. So wird dem zeitgenössischen Leser klar, auf welchen „Don Quijote der Brutalität“ hier angespielt >>>



wird. Auch die Interpretationsansätze des Autors sind im Hinblick auf die neue politische Situation in Deutschland verstehbar. Der Roman des Cervantes ist für Thomas Mann „ein Produkt christlicher Kultur, christlicher Seelenkunde und Menschlichkeit“. Gegen das antisemitische Neuheidentum gewandt, dessen Verbreitung er in Deutschland erlebt hat, hält er fest: „(...) das Christentum, diese Blüte des Judentums, bleibt einer der beiden Grundpfeiler, auf denen die abendländische Gesittung ruht und von denen der andere die mediterrane Antike ist.“ Er fährt fort: „Die Verleugnung einer dieser Grundvoraussetzungen unserer Sittlichkeit und Bildung, oder gar ihrer beider, durch irgendeine Gruppe der abendländischen Gemeinschaft, würde ihr Ausscheiden aus dieser (...) bedeuten.“ In der Parteinahme für das Christentum distanziert sich der Autor von Nietzsche. Er schreibt: „Der hektische Kampf Nietzsches (...) gegen das Christentum war eine unnatürliche Exzentrizität und mir im Grunde von je eine Verlegenheit (...)“

Manns Essays gegen den Totalitarismus

Meerfahrt mit „Don Quijote“ ist der Auftakt zu Europa-Essays, die Thomas Mann in den folgenden zwei Jahren publizierte: *Achtung, Europa!* von 1935 und *Der Humanismus und Europa* aus dem Jahr 1936. In *Achtung, Europa!* nahm er Stellung gegen die kollektivistische Manie und plädierte für den europäischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus und vergleichbare totalitäre Bewegungen. Dazu heißt es: „Was heute not täte, wäre ein militanter Humanismus, ein Humanismus, der (...) sich mit der Einsicht erfüllte, daß das Prinzip der Freiheit, der Duldsamkeit und des Zweifels sich nicht von einem Fanatismus, der *ohne* Scham und Zweifel ist, ausbeuten und überrennen lassen darf.“ Im darauffolgenden Jahr ließ Thomas Mann den Essay *Der Humanismus und Europa* folgen, wobei er die religions- und geistesgeschichtliche Verankerung des europäischen Humanismus erneut betonte. Auch hier versteht er als die beiden Grundpfeiler der abendländischen Gesittung „das Christentum und die *mediterrane Antike*“.

Dialogische Kulturbeziehungen

Was Thomas Mann hier sagt, klingt im Kontext der Zeit überzeugend, ist aber heute durch differenziertere Kulturtheorien zu ergänzen. Um beim architektonischen Bild zu bleiben: Anzuerkennen sind nicht nur zwei Grundpfeiler, sondern zahlreiche Verstrebungen zu vorchristlichen okzidental und zu zeitlich parallelen außereuropäischen Zivilisationen, die zur Tragfähigkeit dessen beitrugen, was man mit dem europäischen Kulturgebäude zu umschreiben sucht. Statische Symbole wie die von Bauwerken sind überhaupt

wohl eher durch Metaphern der Mobilität zu ersetzen. Mit Edgar Morin zu sprechen: Das Verhältnis unterschiedlicher, auch entgegengesetzter Kulturströmungen bleibt in Europa dialogisch und widersprüchlich und beruhigt sich nicht zu Synthesen. In den nie aufhörenden Konflikten gilt es aber weltanschaulich – da hat Thomas Mann Recht –, juristisch und politisch auf Überzeugungen von Freiheit, Zweifel, Humor, Duldung, Menschenrecht und Menschenwürde zu beharren, die Versklavung, Fanatismus, Unterdrückung, Ausgrenzung, Rassenhass und Krieg zu verhindern suchen.

Don Quijote bei Broch

Thomas Manns *Meerfahrt mit „Don Quijote“* entdeckte ich erst vor wenigen Jahren, und sie erinnerte mich an meine eigene erste Schiffsreise in die USA. Das war 34 Jahre nach Thomas Manns Atlantiküberquerung, und ich war 34 Jahre jünger als der Autor im Jahr 1934. Mit der Tatsache, dass ich mich Ende August 1968 als 24-jähriger Student auf einem amerikanischen Passagierschiff in Richtung New York befand, hören die Vergleichsmöglichkeiten zu Thomas Manns Meerfahrt aus offensichtlichen Gründen schon auf. Ich dachte weder an Kulturvermittlung noch an Auswanderung, und den *Don Quijote* steckte ich auch nicht ins Reisegepäck – oder vielleicht doch? Im Sommersemester 1967 hatte ich an der Freien Universität Berlin die Romane von Hermann Broch entdeckt. Damals lasen fast alle Kommilitonen Ernst Bloch, und wenn ich Broch erwähnte, meinte man ständig Bloch zu verstehen und pflichtete mir bei, dass das *Prinzip Hoffnung* doch so angesagt bewusstseinsverändernd wirke. Ich las die Trilogie *Die Schlafwandler* von Hermann Broch, und jener zweite Roman, der mich am meisten faszinierte, war *Esch oder die Anarchie*. Das Buch wollte ich erneut studieren und nahm es als Lektüre in einer selbstironischen Anwendung mit aufs Schiff, spielen doch nicht realisierte Amerika-Auswanderungsfantasien bei dem Helden Esch eine große Rolle. Mit subtilen Anspielungen verdeutlicht der Erzähler in Brochs Roman: Esch ist ein Don Quijote des 20. Jahrhunderts. Also „Meerfahrt mit August Esch“. Wie Thomas Mann empfand auch Broch eine Affinität zum Helden des Cervantes. Und tun wir das nicht alle, die wir mit und von Literatur leben?

Vier Jahre nach Thomas Mann, also 1938, war Hermann Broch ebenfalls mit einem Dampfer der Holland America Line nach New York gefahren. Er schrieb dabei am entstehenden Roman *Der Tod des Vergil*: also „Meerfahrt mit Vergilius Maro“. Zu Beginn des Buches schildert der Erzähler die Ankunft des römischen Dichters auf einer Trireme der Holland America Line im Hafen von Brundisium. Meine eigene Ankunft in Amerika hatte mit der Hermann Brochs ebenfalls nichts gemein. Ich war kein mitteloser Verbannter auf der Flucht vor



Verfolgern. Im Gegenteil, ich konnte meinen Studienausflug als Fulbright Stipendiat an der Indiana University genießen und war immer wieder überrascht zu sehen, wie anders – und für mich sehr attraktiv – das akademische Leben dort verlief.

Aus der Erfahrung von Verbannung und Flucht

Broch schrieb während des Exils seinen Roman *Der Tod des Vergil*, ferner das politisch-psychologische Buch *Massenwahntheorie*, die Studie *Hofmannsthal und seine Zeit* sowie den Roman *Die Schuldlosen*. Alle vier Bücher sind ohne die Erfahrung von Verbannung und Flucht nicht denkbar. Wie die meisten exilierten Schriftsteller versuchten Thomas Mann und Broch sich als literarische, kulturelle und politische Mittler zeitlich zwischen der erlebten amerikanischen Gegenwart und einer nach-totalitären Zukunft Europas zu positionieren. Die beiden Autoren wurden 1940 zu Mitarbeitern an dem Buch *The City of Man*. Das war eine Deklaration von amerikanischen und aus Europa geflohenen Intellektuellen, die mit dem New Deal des Präsidenten Roosevelt sympathisierten. Da wurde kritisch überprüft, was an der amerikanischen Demokratie als nachahmenswert in Europa, ja gar global gelten könne. Das waren stark idealistische, fast schon quijoteske Vorstellungen. Beide Autoren erlebten während der Jahre um 1950 in der McCarthy-Ära eine Erschütterung der Demokratie, nicht die erste und nicht die letzte. Die Forschung zeigt, wie stark die amerikanischen Erfahrungen die Exilierten prägten, und wie sehr sie andererseits die intellektuelle Szene in den USA veränderten. In meinem Verstehen internationaler Zusammenhänge bin ich durch die Beschäftigung mit den Werken der verbannten Autoren und Autorinnen – und speziell jenen Hermann Brochs – geprägt worden.

Freundschaft mit Erich von Kahler

Im Exil war Hermann Brochs bester Freund der Kulturhistoriker Erich von Kahler. Mein Eindruck ist, dass Thomas Mann und Hermann Broch nach 1938 im Leben Kahlers jene Bezugspersonen wurden, die in früheren Jahrzehnten Stefan George und Friedrich Gundolf gewesen waren. Der verehrte Meister war nun Thomas Mann statt Stefan George, und der brüderliche jüdische Freund Kahlers war jetzt Hermann Broch statt Friedrich Gundolf. Erich von Kahler hatte sich im Kontakt mit Gundolf im Denken in europäischen und weltliterarischen Kategorien geübt. Davon strahlte einiges ab auf die Freundschaft Kahlers mit Broch. Die beiden Freunde waren sich mit Thomas Mann einig darin, dass man nach der Besiegung des deutschen Don Quijote der Brutalität in der amerikanischen Demokratie auf der Hut vor diktatorischen Entwicklungen sein müsse. So ernst beide die intellektuelle

Auseinandersetzung mit Politik und Zeitgeschichte nahmen, so spielte doch auch das von Thomas Mann an Cervantes so geschätzte Humoristische und Selbstironische in ihrer Freundschaft eine entscheidende Rolle, wie u. a. die Briefwechsel Manns und Brochs mit Kahler zeigen.

Paul Michael Lützeler, geb. 1943 in Doveren, Nordrhein-Westfalen, studierte in den 1960er-Jahren Germanistik, Anglistik, Philosophie und Geschichte in Berlin, Edinburgh, Wien und München. 1968 Übersiedlung in die USA, 1972 Promotion in Germanistik an der Indiana University in Bloomington mit der Arbeit *Hermann Broch, Ethik und Politik: Studien zum Frühwerk und zur Romantrilogie „Die Schlafwandler“*. Seit 1973 Professor an der Washington University in St. Louis, wo er 1983 das European-Studies-Programm begründete und 20 Jahre selbst leitete und 1985 das Max-Kade-Zentrum für deutschsprachige Gegenwartsliteratur einrichtete, dem er bis heute vorsteht. Seit 2002 Herausgeber von *Gegenwartsliteratur. Ein germanistisches Jahrbuch*. Lützeler setzt sich konsequent für Austauschprogramme zwischen der Washington University und europäischen sowie asiatischen Universitäten ein und übernahm als Germanist und Vergleichender Literaturwissenschaftler zahlreiche Gastprofessuren in aller Welt. Er ist Mitglied mehrerer Akademien und Gesellschaften in Deutschland und Vorsitzender des *Internationalen Arbeitskreises Hermann Broch*.

Briefwechsel Mann-Kahler

Oft geben hinterlassene Briefe mehr preis von der Persönlichkeit und dem Humor einer berühmten Schriftsteller-Persönlichkeit, als man aus dem Werk selbst oder der wissenschaftlichen Literatur darüber zu schließen vermag. Die folgenden kurzen Passagen mögen dies im Hinblick auf das oben festgestellte Humoristische und Selbstironische belegen; sie sind dem höchst interessanten und berührenden Buch *Thomas Mann – Erich von Kahler, Briefwechsel 1931–1955* (Luchterhand Literaturverlag 1993) entnommen.

Mann an Kahler, 6. 9. 1940 (Los Angeles-Brentwood)
Es zeugt wohl von Verkennung unseres Loses, zu glauben, wir sollten noch einmal freudig atmen dürfen. Dabei sind wir schließlich die besseren, feineren, Höheren, – oder nicht? Was ist das, daß alles gegen uns und jede Genugtuung uns versagt ist? Man wird ja fragen dürfen.

Mann an Kahler, 30. 3. 1941 (Hotel Durant, Berkeley)
Die Ceremonie auf dem Campus, wahrscheinlich dem landschaftlich reizvollsten der Welt, war ausnahmsweise vom >>>



Wetter begünstigt; die Sonne schien, und so bot das große Amphitheater, von der stage gesehen, wo wir mit Katja's Bruder wieder zusammentrafen, ein reizendes, farbenreiches Bild. Da wurde ich nun also Dr. of law, auch etwas Neues, aber ich merkte es weiter nicht. Auch die freimaurerische Aufnahme in das Chapter von Phi Beta Kapa (Philosophia bioy Kybernetes) war höchst dignified; danach kam ein großes Bankett, und dann als es schon guten Sinn gehabt hätte, zu Bette zu gehen, ging es erst an meine Vorlesung, in zwei überfüllten Sälen, einem, wo ich sprach, und einem, wo man mich bloß hörte. Ich hatte den Text passend abgeändert und sprach über die Verantwortlichkeit des Denkers für das Leben, woran es in Deutschland gefehlt habe, auch über Nietzsche, der, wenn er lebte, heute in Amerika wäre und von amerikanischer Toleranz trotz seiner romantischen Sünden in den Phi Beta Kappa-Orden aufgenommen würde. Das erregte Heiterkeit.

Kahler an Mann, 23. 5. 1941 [Princeton]

Ich mußte alle meine Kräfte zusammennemen, um meine wöchentliche „Gaukelei“ in der New School zu leisten, 40 englische Seiten Raserei durch die Weltgeschichte in 4 Tagen immer und manchmal Nächten und das Ganze noch memorieren, auf daß es leicht hingeplaudert erscheine. Das will was heißen für so einen Unplauderer, wie ich es bin – ich mußte selber staunen über mich.

Mann an Kahler, 25. 5. 1941 (Pacific Palisades, California)

Ich habe großen Respekt vor dem, was Sie da geleistet haben, besonders, seit sich die Notwendigkeit der freien Rede herausstellte. Sie haben wirklich Ihren Mann gestanden in einer Weise, die sich höchst ehrenvoll von der vollkommenen Untüchtigkeit der meisten Emigranten intellektuellen Typs angesichts der neuen Situation unterscheidet. Ich habe immer den Eindruck, daß keiner von ihnen bereit ist, irgend etwas Neues zu lernen, sondern alle wollen es weiter treiben, wie in versunkenen Zeiten, und die gebratenen Tauben sollen ihnen in den Mund fliegen.

Kahler an Mann, 27. 1. 1942 [Princeton]

Erfreulich hingegen, aber auch recht schwierig war mir ein großer Aufsatz über die Grundübel der gegenwärtigen Demokratie, den ich in den Weihnachtsferien für den „American Scholar“ gemacht habe, und der, wenn es gut geht, entsprechend kastriert und zu spät erscheinen wird. Und so vergeht die Zeit des schwerfälligen Mannes.

Mann an Kahler, 16. 1. 1944 (Pacific Palisades, California)

Die Fragen, was man nach dem Siege mit Deutschland tun soll, wollen nicht versiegen. Ich sage kein Wort. Rät man zur Milde, so wird man von den Deutschen womöglich gräßlich desavouiert. Rät man zur Unerbittlichkeit, so gerät man in eine schiefe und unzuträgliche Stellung zu dem Land, dessen

Sprache man schreibt. Auch kommen mir alle Beratungen über das Fell des Bären immer noch unheimlich verfrüht vor. Wir haben unser Bürger-Examen abgelegt, sind also eigentlich schon cives romani. Nach Europa reist man aber, glaube ich, besser mit einem tschechischen Paß.

Kahler an Mann, 2. 6. 1944 [Princeton]

Wissen Sie, was am Schwersten zu ertragen ist in der vorrückenden Epoche und gar in diesem Lande: dieses allgegenwärtige, beängstigende Gefühl der Futilität! Nicht nur das Naturgesetz, die Elemente, die absolute Wahrheit ist dahin – dasselbe begibt sich im Physischen, im animalischen Zustand. [...] Was ist die gute alte Natur, was sind die Urwälder – Bombenfutter. Und wo sind die Urwälder überhaupt noch? Auf den Südseeinseln, wo gar nicht so lange her noch die subtilen Seelenmärchen von Joseph Conrad möglich waren, schmeißen die Rocketgirls ihre Beine, und auch die Papageien werden bald Frank Sinatra singen lernen. Nein, die Natur hat keinen Bestand, die Menschen haben gesiegt, sie siegen immer weiter, und wozu, das kann man allmählich auch nicht mehr übersehen.

Mann an Kahler, 20. 6. 1944 (Pacific Palisades, California)

Ihr Pessimismus, Ihre Melancholie, Ihre Resignation haben zuviel Geist, um deprimierend zu wirken, und weiß Gott, sie sind verständlich – obgleich ich glaube, daß Ihre allzu lange Eingeschlossenheit im ehrwürdigen Princeton etwas dabei mitspricht – immer mit denselben Professoren. Mir hatte sich das Leben dort bald auf die Brust gelegt, ich genieße hier die Weite – obgleich sie viel Benzin kostet – und den Seewind.

Mann an Kahler, 28. 7. 1944 (Pacific Palisades, California)

Von der Unreife, gelinde gesagt, der amerikanischen Kritik kann ich auch ein Lied, ein Duett mit Ihnen, singen. Ausgerechnet dieser Joseph-Band, ein durchaus populäres und humoristisches Buch, wird als ein mit anspruchsvoller und dabei talentloser Philosophie überladenes Monstrum von unerträglich olympischer Attitüde hingestellt. Schafsköpfe.

Kahler an Mann, 24. 12. 1951 (Princeton, New Jersey)

Ich habe wie immer viel zu vieles vor mir und auf mir für meine bekanntlich raupenhafte oder tausendfüßige Fortbewegung: vor allem diese lästige deutsche Übersetzung dieses leidigen M[an] the M[easure], das zwar ein deutscher Professor mit großem Eifer, aber mit bemerkenswerter stilistischer und terminologischer Unsensibilität in seine Professorensprache überträgt, die ich denn doch nicht auf mir sitzen lassen kann; und so dürfte sich leider Ihr gütiger ominöser Wunsch erfüllen, daß ich das Buch noch einmal mit erheblichen Erweiterungen deutsch schreibe, und dabei ist mir ja soo fad, und ich trample vor Ungeduld, zu ganz anderen und viel avancierteren Dingen zu kommen.



Friedrich Gundolf, geboren am 20. Juni 1880 in Darmstadt, gestorben am 12. Juli 1931 in Heidelberg, war ein deutscher Dichter und Literaturwissenschaftler. Als Sohn des jüdischen Mathematikers Sigmund Gundelfinger (Professor an der Technischen Hochschule Darmstadt) studierte er Germanistik und Kunstgeschichte an den Universitäten München, Berlin und Heidelberg, wurde 1903 promoviert und habilitierte sich 1911 mit einer Schrift über *Shakespeare und der deutsche Geist*. Ab 1916 wirkte er als außerordentlicher, ab 1920 als ordentlicher Germanistikprofessor an der Universität Heidelberg. Er gehörte seit 1899 dem Kreis um Stefan George an.

In seinen vielen literaturwissenschaftlichen Arbeiten vertrat Gundolf eine neue, geistesgeschichtlich orientierte Literaturbeobachtung, in der die lebensphilosophisch geprägte Erfassung des Dichters im Mittelpunkt steht. Das Ziel seiner wissenschaftlichen Forschung war die Darstellung des Künstlers und die Wirkung seines Werkes. (Quelle: Wikipedia)

Melitta Grünbaum, die eine intensive und lebenslang währende Freundschaft mit der um vier Jahre jüngeren Erika Mitterer verband und die damals in Heidelberg studierte, motivierte 1927 Erika zum Besuch von Vorlesungen von Karl Jaspers und Friedrich Gundolf, den diese dadurch auch persönlich kennenlernte. 1930 übersandte Erika Mitterer ihren ersten, soeben erschienenen Gedichtband *Dank des Lebens* an den damals berühmten Gundolf, der darauf mit diesem Brief vom 21. 5. 1930 antwortete:

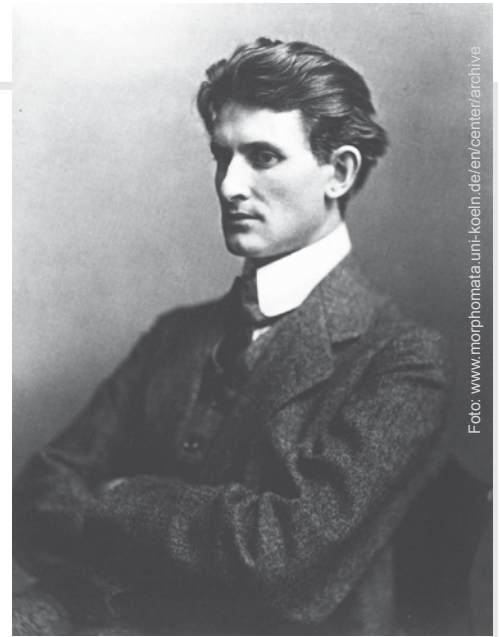


Foto: www.morphomata.uni-koeln.de/center/archive

HEIDELBERG 21. 5. 1930
NEUENHEIMER LANDSTRASSE 36

Sehr geehrtes Fräulein Mitterer:

Ich danke Ihnen für die freundliche Uebersendung Ihrer Gedichte. Der Reiz und die Gefahr Ihres Gesangs ruht in der Gewalt die Sie schon früh über die Sprache errungen haben - oder vielmehr, die die Sprache über Sie hat: das anmutige Spiel mit den tausend Wortzeichen die Ihnen zufallen oder einfallen, manchmal getrieben vom Atem Ihres Meisters Rilke, manchmal von Ihrer eigenen Sehnsucht, oder Laune. So möchte man oft, durch Ihre Stimmungen hindurch deren notwendigen Grund in Wort, Ton, Sinn, Bild mitvernehmen. Je näher Sie an die Bilder herangehen und je fester Sie im bezeichnenden Wort Ihre Vorstellungen packen (nicht nur Ihre Wallungen) desto eindrucksvoller geraten Ihre Gedichte (z.B. „Die Totenmaske,“ „Besuchszeit im Spital“, „Der heilige Tag“ mit ihren Weihungen des Kleinen. In dem Kampf zwischen schwebender Melodie und dringlichem Gesicht wünsch ich Ihren Augen Verstärkung.. Ihrer Melodie droht weniger Gefahr des Versagens.

Mit freundlichem Reminern

Ihr

Friedrich Gundolf

Unter den Erika Mitterer gewidmeten Büchern befinden sich übrigens aus 1926 Gundolfs *Caesar im neunzehnten Jahrhundert* und aus 1927 sein *Martin Opitz*, der die Widmung „Für Erika Mitterer von F. G., Mai 1927, Heidelberg“, enthält.